12. November 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 260

# In freier Stunde

# „Ferien auf Warjethen“

## Roman von Horst Biernath

(6. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)



Simones eben erst angezündete Zigarette flog in einem kleinen Bogen über das Geländer der Terrasse und verzischte im Wasser. Nein, sie war nicht nach Potsdam gefahren, um sich uralte Anekdoten und Abschnitte aus dem Reiseführer für Berlin und Umgebung erzählen zu lassen. Der Kellner stellte die Getränke auf und entfernte sich.

Balinys beugte sich leicht vor. Sein Blick glitt an Simone vorbei auf ein fernes Ziel: „Haben Sie Ihr Vaterland noch nicht vergessen, gnädige Frau?“ — Seine Frage kam unvermittelt und erschreckend wie ein Ueberfall. „Davon hängt es ab, ob ich jetzt weitersprechen werde, — oder ob ich Sie bitte, diese Verabredung für alle Zukunft aus Ihrem Gedächtnis zu löschen. Gehören Sie mit dem Herzen noch Ihrer Nation, oder haben Sie mit Ihrer Ehe auch innerlich die Staatsangehörigkeit gewechselt?“ Sein Gesicht war scharf wie ein Keil, und der Blick seiner kalten, blassen Augen bohrte sich lauernd in ihre Stirn.

Simone zögerte sekundenlang mit der Antwort. Ihre nervösen kleinen Hände lagen plötzlich gelähmt in ihrem Schoß. Sie spürte eine Schwäche in den Beinen wie nach einer großen Ueberanstrengung. Ihr Gesichtchen war starr, wie eingefroren . . .

Constantin Balinys' gelbliche, lange Hand durchschnitt die gefährliche Stille mit einer abschwächenden Bewegung. Es war, als bäte ein Gespenst um Entschuldigung und versicherte, natürlich ein Mensch von Fleisch und Blut zu sein: „Sie verstehen mich wahrscheinlich falsch! Niemals habe ich daran gedacht, zwischen Sie und Ihren Gatten zu treten.“

„Mein Herz?“ sagte sie langsam . . . „Die Annahme einer anderen Staatsangehörigkeit ist doch kein chemischer Prozeß, der die Blutzusammensetzung ändert.“ —

Balinys blies einen langsam über den Tisch segelnden Löwenzahnsamen in die Höhe: „Ihre Antwort genügt mir nicht, gnädige Frau — sie ist hübsch, aber sie ist mir zu diplomatisch. Ich mache vor Ihnen keine Winkelzüge und rechne auf Ihre Offenheit! — Kann Ihr Vaterland auf Sie rechnen?“

Zuviel Pathos! — Oh, sie kannte die echten und die falschen Töne. Nation? — Sie war überall in der Welt zu Hause. Vaterland? Das war ein Begriff, den sie von Kindheit an so oft gehört hatte, daß sie ihn für eine Erfindung der Politiker hielt, die im Hause ihres Vaters verkehrten. Für eine sehr geschickte Erfindung, in deren Namen man sich alles erlauben durfte, mit der man das ehrgeizige Streben nach Macht und Geltungsbedürfnis decken konnte . . .

Sie wollte spielen! Es war ihr fast gleich, für wen. Wenn nur das Spiel interessant und der Einsatz hoch genug war! Sie lächelte ein wenig unbehaglich: „Wenn Sie von mir nicht gerade verlangen, gegen die Interessen meines Mannes . . .“

Er unterbrach sie sofort: „Halten Sie mich wirklich für so geschmacklos, daß ich Ihnen Handlangerdienste aufhängen will, die mir Ihr Dienstpersonal jederzeit für einen angemessenen Lohn erweisen kann? — Ihnen steht eine Aufgabe ganz großen Formats zur Verfügung,“ und mit einer ritterlichen Handbewegung, „wir wissen doch, was wir der Tochter St. Bogars schuldig sind!“

Und sie wußte, daß dieser Satz sehr geschickt berechnet war, daß er ihre Wünsche streichelte. Aber vielleicht war dieses wirklich für sie die große, sehnsüchtig erwartete Gelegenheit, in die geheimnisvollen Räder zu greifen . . . „Wir? In wessen Auftrag sprechen Sie, wenn ich das erfahren darf?“

Balinys nippte an seinem Glase: „Im Auftrage einer mächtigen, gut national gesinnten Gruppe,“ antwortete er mit einem versteckten Augurenlächeln, „die unser Vaterland mächtig und groß machen will.“

„Durch mich?“ fragte sie spöttisch. Ach, sie kannte diese schönklingenden Phrasen zu gut . . . Balinys wurde sehr ernst: „Ja, durch Sie, gnädige Frau.“

Seine Vorsicht erregte sie. Eine große Aufgabe? Balinys war nicht so dreist, ihr einen Wein in großer Aufmachung darzubieten, der sich bei näherer Prüfung als essigsaure Tonerde erwies.

„Sie haben Bedenken?“ Es hörte sich wie die letzte Aufforderung des Croupiers kurz vor dem Rollen der Kugel an. Sie sah Balinys mit einem aufmerksam forschenden Blick an. Sein Gesicht verriet nichts. Er saß mit übergeschlagenen Beinen leicht zurückgelehnt auf dem Gartenstuhl. Die Luft war so still, daß der Rauchfaden seiner Zigarette kerzengerade in die Höhe kletterte. Seine Hand lag wie aus Wachs gebildet auf dem blütenzarten Tischtuch.

„Ein politischer Schachzug großen Stils . . .,“ sagte er fast leise. Sein Auge hing gleichgültig an dem langen, gekrümmten Aschenstreifen seiner Zigarette wie an dem untersten Blatt einer zusammengeschobenen, absolut sicheren Trumpfkarte.

„— — großen Stils,“ wiederholte er ruhig. Er war ein alter überlegener Spieler. Und in solchen

Lagen klang seine Stimme stets wie die Pokerfrage: Gehen Sie noch mit?

Simone nickte. Ihr Ja war unhörbar. Ihre stumme Antwort hatte eine vertrackte Aehnlichkeit mit der Bewegung, mit der ein entschlossener Mann seinen Hals unter das Fallbeil legt. Sie hatte sich gut in der Gewalt, aber ihre Lippen erschienen trotz der fettigen, karminroten Schminke spröde und trocken. — Balinys beobachtete diese Anzeichen hinter scheinbarer Gleichgültigkeit mit einer starken, fast künstlerischen Anteilnahme. Leidenschaft . . . dachte er, — eine gefährliche Charaktereigenschaft für die Politik, wenn sie nicht kalt ist wie ausgeglühtes Eisen und stumpf wie gelöschter Kalk. Dieser leicht geöffnete, gierige Mund, die kluge Stirn mit dem blanken Schläfenwinkel, — sie erinnerten ihn dunkel an ein anderes Frauengesicht. Sein gutes Gedächtnis half ihm rasch auf die Spur . . . Charlotte Corday, von Murjac mit dem Marderpinsel auf die kleine Elfenbeinplatte gebracht, die sich in seiner kostbaren Miniaturensammlung befand. Charlotte Corday, — ach, sie endete nicht gut, die tapfere Kleine . . .

„Die Beschäftigung mit der Politik verlangt starke Nerven! Ein Denken ohne Leidenschaft —," er brach ab und legte die dünnen Fingerspitzen aufeinander. Die jugendliche Artistenmaske ließ plötzlich ein graues, müde gewordenes Gesicht durchschimmern: „Ich fühle mich verpflichtet, Sie zu warnen. Die Politik ist ein Gift, in ihren Folgen unberechenbar und mindestens ebenso gefährlich wie irgendein anderes Narkotikum. Und sie läßt uns nicht mehr los . . ."

„Meine Aufgabe?" unterbrach sie ihn kühl und hochmütig.

„Ein Plan, der für Sie nach menschlichem Ermessen keine Gefahren in sich trägt. Das sind also neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit für einen glatten Ablauf — und zehn Prozent Risiko," sein Kopf hing ein wenig schräg über der Schulter, und es lag etwas in dem Ton seiner Stimme, als setze er seinen unterbrochenen Monolog fort. Sie fuhr mit einer ungeduldigen Handbewegung dazwischen.

„Darf ich endlich erfahren, was überhaupt von mir verlangt wird?"

Balinys richtete sich auf. Das alte, blanke Visier fiel wieder über sein Gesicht: „Wenn ich mich nicht täusche, dann hängt Ihre Aufgabe mit dem Ableben Ihres Herrn Schwiegervaters auf Warjethen zusammen."

„Das wissen Sie bereits? — Tom bekam doch erst gestern die Nachricht!"

„Ich hätte Ihrem Gatten bereits eine Stunde früher mein Beileid aussprechen können," antwortete er mit leerem Ausdruck.

„Und weiter?" fragte sie ein wenig gepreßt.

„Ueber das Weitere bin ich leider nicht genug unterrichtet. Ich hatte nur das Vergnügen, dieses Spiel mit Geschick zu eröffnen. Ein paar Schritte von hier entfernt sitzt in einem ebenso hübschen Garten unser alter Freund Michael Starosch, der auf meinen Anruf wartet und darauf begierig ist, mit Ihnen die folgenden Züge zu besprechen."

„Starosch! Michael Starosch?!" Simone spürte plötzlich, zum erstenmal mit voller Deutlichkeit, daß überall Netze schwebten, feinmaschige, unsichtbare.

„Eine der kleinen Ueberraschungen, der noch viele andere folgen werden." Balynis hatte für ihr Erstaunen das nachsichtige Lächeln, das der Meister so gern für den Anfänger aufbringt.

*

So war also das Begräbnis vorübergegangen. Mit einer Trauermusik, während der Zinksarg in die Tiefe der gemauerten Gruft fuhr, und die steinerne Platte sich in die breiten Fugen legte, — und mit „Freut euch des Lebens" auf dem viertelstündigen Rückmarsch vom Warjether Friedhof zum Herrenhause, wie es eben üblich war. Man hatte Jolli herzlich und tüchtig beklopft, um sich von seinem Vorhandensein ordentlich zu überzeugen. Und dann war das geschehen, was eigentlich nicht üblich war, daß nämlich die Gäste gerade den Kaffee tranken, und sich dann auf ihre Kaleschen setzten und davonfuhren. Die Brennekamps, die Maletzkis, die Wannows und die Ottendorfs, und alle die alten Onkels und Tanten von Grünheide, Madrasken, Baraton und zehn Meilen im Umkreise. Einer nach dem andern. Mit vielen Einladungen für Jolli, mit lauten und feuchten Küssen für die Schwestern, und einem trockenen, matten Händedruck für Tom.

Hans Hellborn sah kopfschüttelnd zu, wie der Barankter Strehlau in seinen gelben Landauer kletterte und sich vom Johann die Kamelhaardecke um die gichtigen Beine schlingen ließ.

„Was ist eigentlich los mit euch? Ich verstehe das nicht, ja, seit wann ist es denn üblich, sich so aufzupacken und davonzumachen, ohne was zu essen und zu trinken?!"

Der alte Herr klopfte ihm lange auf die Schulter und trompetete schließlich mit der prachtvollen Burgundernase in sein Taschentuch: „Also ja, Hanske . . . und komm bald mal rüber nach Baranken — he — ich freu' mich schon auf deinen Besuch. Und kannst ja auch eine von den Marjellens mitbringen, wenn's sich machen läßt und wir uns nicht durchaus betrinken sollen." Er schüttelte ihm die Hand und gab dem Kutscher einen Ermunterungsstoß ins Kreuz. Es sah aus, als könne er es nicht erwarten, vom Warjether Hof herunterzukommen. Die Gäule zogen an, und der Baranker drehte sich noch einmal um, als der Wagen durch die Einfahrt rasselte: „Also komm rüber, Hans! Bin wochüber zu Hause . . ." Der Rest verlor sich in Räderrollen und Hufgeklapper. Die Eisenflügel des Tores schlugen klirrend zu. —

Hans Hellborn ging langsam ins Haus zurück. Die Diele war leer. Aus dem Speisezimmer drang Besteckgeklirr und Porzellangeklingel herüber. Hertha räumte mit den Mädchen auf. Sie hantierte mit krampfhafter Geschäftigkeit rastlos an den Silberkästen und Geschirrschränken, als hinge ihr Leben davon ab, in einer Stunde mit den Aufräumungsarbeiten fertig zu sein. Jolli fühlte sich überflüssig und ging weiter. Von Zimmer zu Zimmer. Durch die langen Korridore der einzelnen Stockwerke. Sinnlos und ohne Ziel. Er hörte in Toms Zimmer eine Verbindungstür klappen und war nahe daran, anzuklopfen; aber er ging vorüber.

Warjethen . . . der Begriff erschien ihm plötzlich leer und inhaltlos. Er sah Möbel, die ihm drüben wie lebendige Wesen in der Erinnerung gestanden hatten, — und Zimmerfluchten, die manchmal seine Träume geheimnisvoll gefüllt hatten. Seine Finger strichen über alte Bezüge, und über vertraute Hölzer, aber kein Strom sprang bei der Berührung auf ihn über. Er wußte plötzlich nicht mehr, was er in Warjethen eigentlich gesucht hatte. Er hörte eine Stimme hinter sich:

„Alte Erinnerungen?"

Und drehte sich fast bestürzt um: „Brigitte . . ." Er sah über ihre Schulter hinweg, an ihren Augen vorbei: „Andere Luft im Hause," sagte er schließlich etwas brüchig. Sie nickte.

„Spürst du es auch? — Plötzlich ist es so, als hätte man irgend etwas aus diesem Hause mitbestattet, — ich weiß nicht einmal, was es ist. Seine Luft —

sein Eigenliches — seine Seele. — Fremd fühle ich mich auf einmal hier . . ."

„Wie auf Besuch — ja. Komm!"

Im Rauchzimmer, zwischen Waffen und Geweihen, hing lebensgroß das Bild des alten Warjethers. Sein Gesicht war in zwei hart abgegrenzte Flächen aufgeteilt: Eine tiefbronzene, die einen Finger breit über den Augen ansetzte und sich im Halsansatz verlor, — und eine leuchtend helle von einem erstaunlichen Bleichsuchtsweiß, die, vom Mützenschirm ein wenig schief abgezirkelt, über die breite Stirn und den mächtigen kahlen Schädel lief.

Neben dem moosgrünen Sofa standen der Größe nach geordnet die Pfeifen und griffbereit der Tabakschrank in Brennarbeit, in dem zwischen Zigarrenkisten und Tabakspaketen stets die Literflasche mit dänischem Korn stand und ein trübes, nie gewaschenes Spitzglas. Einen vor dem Essen und zwei danach, so hat es der alte Herr gehalten, sein Leben lang, bei fünf Mahlzeiten täglich.

„Eine Zigarre?"

„Eine Zigarette lieber."

Sie setzten sich nebeneinander ins Moosgrüne. Das Zimmer duftete nach holländischem Kanaster und schwach nach süßem Weichselrohr.

„Sag mal, was hatte das eigentlich heute zu bedeuten, dieser — dieser eilige Aufbruch?" — Brigitte sah den Bruder etwas erstaunt an, als hätte er eine Frage gestellt, deren Antwort so selbstverständlich war, daß es sich darüber gar nicht zu sprechen lohnte.

(Fortsetzung folgt.)

# Martha wird Schiffersfrau

Von Herbert Reinhold.

Knirschend stößt das Boot ans Land. Schiffseigner Ewers ist fürsorglich seiner betagten Mutter behilflich, aber nur widerstrebend geht die Frau. Den Kopf wendet sie in Scham, als ihr der Sohn die Gepäckstücke, zwei kleine Bündel in buntem Tuch, reicht.

„Nimms nicht so schwer, Mutter," sagt Ewers und setzt tröstend hinzu: „Es muß einmal sein! Das ist nun eben der Lauf der Dinge. Wir alle müssen einmal den Platz wechseln, und für dich ist's besser so. Du solltest deine alten Tage in Ruhe verleben. Hier auf der Zille wäre es nur eine harte Plack!"

Die Alte winkt, und ihr Schluchzen läßt sie erbeben: „Vierzig Jahre hindurch war das Schiff mir Wohnung und Heimat. Vierzig Jahre! Dort habe ich dich geboren und aufgezogen, dort war ich glücklich, und nun soll es aus sein mit einem Male? Ach! Ja, ja, das Leben ist unbarmherzig!"

Sie weint laut, daß der Sohn ratlos aufs Land springt und behutsam ihre Hände nimmt: „Mutter, ich meine es doch gut! Immer bist du mir willkommen, wenn du mitfahren willst . . . Nun geh' aber! . . . Komm!"

Die Alte sieht ihrem Sohn in die Augen — zwei Tränen sitzen da wie helle Perlen —, das macht sie ruhiger und weich: „Ich geh' ja schon! Ich geh' auch gern! Dank dir!" Dann reißt sie sich los und trippelt fest den Treidelweg entlang nach dem nahen Dorf. Halbwegs wendet sie sich um, und winkend ruft sie: „Jung! Lange wird das auch nicht gehen, du so allein auf dem Schiff! Aufs Schiff gehört eine Frau! . . . Hast du dich schon umgesehen?"

Schiffseigner Ewers, schon im Boot, schreit zurück: „Nicht so eilig, Mutter. Noch ist Zeit! Ich bin noch jung!"

Als er dann aber oben auf den Planken seines Schiffes „Lockvogel", 800 Tonnen, auf und ab geht, kommen ihm mancherlei Gedanken. Nun heißt es hausen müssen wie ein Junggeselle. Die geregelte Ordnung, die wohltuende Gleichmäßigkeit, die spürbare Fürsorge eines liebenden Menschen, das alles wird nicht mehr sein. Man wird seiner Arbeit nachgehen und zwischendrein, wie es die Zeit gibt, einige Bissen essen. Und abends wird man zeitig schlafen gehen oder in irgendeiner Schenke unter gleichgültigen Menschen hocken. Sonntags? Herrgott, man ist bisher während der fahrfreien Sonntage auf seine Kosten gekommen. Lustbarkeiten gibt es überall! . . . Immerhin, man wird viel allein sein! Da ist so eine Sache hin!

Was hat Mutter gesagt? Aufs Schiff gehört eine Frau? Das mag schon stimmen, aber woher soll man eine passende Frau nehmen? Eine Schiffersfrau muß in den Kram passen, sie muß arbeitsam, ordentlich und genügsam sein, sie muß das Wasser lieben und den allgemeinen Bequemlichkeiten entsagen können. So eine Frau ist schwer zu finden. Hede, Hilde, Lotte, Suse, Dora und wie die Mädels alle heißen, die man kennt oder gekannt hat, die kommen nicht in Frage. Gewiß, es sind liebe und achtenswerte Mädels, aber zu einer Schiffersfrau taugt wohl keine recht . . .

Ewers hat längst die Hände am Steuer fest. Mit seinen Augen ist er dem Wasser voran, und seine Gedanken sind weit weg, fern in der Zukunft. —

Die erste Fahrt ohne eine Frau an Bord ist nun geschafft. Schiffseigner Ewers hat in diesen Tagen den Wert zweier Frauenarme schätzen gelernt, er hat gefühlt, wie wichtig ein verstehendes Frauenherz sein kann.

Jetzt liegen sie, sechs mächtige Ziller, vertäut und warten auf Ladung. Es ist abends, warmer, nebliger Spätsommer. Schiffseigner Ewers hat sich fein gemacht. Mütze, blauer Sweater, gute Hose und Straßenschuhe. Nach der Stadt will er gehen zu einem wohlverdienten Schoppen Bier.

Langsam schlendert er am Flußufer entlang. Einige Schiffe, die in den letzten Wochen den Eigentümer gewechselt haben, betrachtet er länger, als wäre es von außen zu sehen, wes Geistes Kind die neuen Leute sind.

Von der „Streif" bellt ihn ein junger Hund an, das macht Spaß, und eine Weile bleibt er stehen, sich mit dem Tier zu necken. Nach einer ganzen Zeit erst merkt er, daß ihn ein Mädel vom Schiff aus beobachtet. Langsam wendet er seinen Blick. Er sieht zwei helle Augen, die ihn fragend mustern. Verwirrt nimmt er die Mütze vom Kopf und grüßt: „N' Abend!"

So ist die Verbindung geschaffen, und nicht lange dauert es, bis sie zusammen auf der Laufplanke hocken und plaudern wie alte Bekannte. Martha heißt sie. Seit einem Jahre fährt sie auf dem Schiff ihres Onkels. „Ich möchte nicht länger aufs Land," sagt sie und er merkt, daß das ehrlich gemeint ist.

Diese Zufallsbegegnung macht Schiffseigner Ewers viel zu schaffen. Alle seine Gedanken kreisen um die junge Martha. Seiner Mutter hat er einen wunderlichen Brief geschrieben, in dem steht, daß er einsehen müsse, aufs Schiff gehöre bald eine Frau. Er habe sich auch schon umgesehen und ein sehr liebes Mädel kennengelernt, das ihm passend scheine. Er wolle sie schon, ob sie aber ihn will, das wisse er leider noch nicht!

„Verliebt, regelrecht verliebt ist der Jung," sagt sich die Mutter und denkt sogleich sorgend weiter. „Wenn sie nur ein braver Mensch ist und das Zeug hat, den Jungen glücklich zu machen, dann braucht sie gar nichts mitzubringen. Es wird ratsam sein, sich mal zu erkundigen . . ."

Schiffersleute kennen sich alle untereinander. Ueber die jugendliche Martha auf der „Streif" kann nur Gutes gesagt werden. Sie ist zwar arm, aber anstellig, fleißig und sauber. Als Schiffersfrau kann man sie sich wohl denken, wenn sie auch noch jung ist.

Die Mutter ist befriedigt, und sie antwortet ihrem Sohne, daß sie seine Wahl billigen könne, er solle sich aber keinesfalls beeilen. „Gut Ding will Weile haben. Nichts will im Leben länger und gründlicher überlegt werden, als eine Ehe. Zu schnelles Handeln kann das Leben — und das Leben ist lang! — zur Hölle machen! . . . Aber Glück zu, Jung! Bring' mir Deine Martha, wenn es so weit ist!"

*

Brief des Schiffseigner Ewers an seine Mutter:

„Lieb Mutter, tausend Dank für Deine besorgten Zeilen. Alles geht gut. Wir haben alle Hände voll zu tun. Noch dreimal in diesem Jahre fahren wir stromauf und stromab, hernach geht's ins Winterquartier. Und dann komme ich heim zu Dir! Juchhe!

Ich werde nicht allein kommen. Martha, meine Martha, kommt mit. Sie hat nicht gleich Ja gesagt, als ich sie fragte. Sie ist nur über und über rot geworden — vertaufelt hübsch sah sie da aus! — und ist davongelaufen auf die „Streif". Aber vom Schiff aus hat sie mir zurückgewinkt, das hat mir Gewißheit gegeben. Später, in Magdeburg lagen wir, bin ich zu ihrem Onkel gegangen und habe ihn gefragt, ob er mir seine Nichte

anvertrauen will. Seine bejahende Antwort hat er mir in Hamburg gegeben. Auch Martha will mich, nun ja!

Zwischen Neujahr und Ostern wollen wir heiraten. Du bist doch einverstanden? Martha kann bei Dir wohnen, ich werde mich derweilen beim Nachbar einquartieren. Ist's recht so? Und oft werden wir zum „Lockvogel" gehen und alles recht schön machen. Das wird eine Heidenarbeit nach meiner Junggesellenzeit jetzt, aber die Arbeit wird Freude machen.

Mutter, ich bin ja so glücklich! Wenn nur bald Neujahr wäre!"

*

Mit diesem Brief geht die Mutter zur Nachbarin, und die beiden alten Frauen aus dem Schiffergeschlecht sitzen lange beisammen und spinnen Zukunftsbilder, in denen ihre Jugend eine große Rolle spielt . . .

# Der Schüchterne und das Mädchen Arabella

Von Felix Rohmer.

„Herr Ober," sagte der junge Mann und blickte sich dabei vorsichtig um, „Herr Ober, verfügen Sie über ein gutes Personengedächtnis?"

„Aber gewiß, mein Herr," erwiderte der Kellner, „ein gutes Personengedächtnis, das gehört doch sozusagen zu meinem Beruf."

„Dann möchte ich Sie um einen Gefallen bitten," meinte der Gast und legte gleichzeitig ein paar Silbermünzen auf den Tisch, die ein Vielfaches des Wertes seiner bescheidenen Zeche darstellten.

„Soweit es in meinen Kräften steht, mein Herr," erwiderte der Kellner geschmeidig, angenehm überrascht über den glücklichen Anfang dieses Tages.

„Es ist eine ganz einfache Angelegenheit," sagte der junge Mann und griff in seine Brusttasche. „Hier — es ist die Photographie eines jungen Mädchens, nicht wahr, im Straßenkostüm — schauen Sie sich das Bild bitte genau und sorgfältig an . . so . . . ja, und nun sagen Sie, würden Sie diese junge Dame, wenn Sie ihr begegneten, nur nach dem Bilde wiedererkennen?"

„Selbstverständlich," erklärte der Ober mit Ueberzeugung. „Es ist ein sehr gutes Bild, und die junge Dame ist eine nicht alltägliche, ja ich möchte meinen, eine auffallende Erscheinung."

„Ja," erwiderte der junge Mann kurz, in einer Art, die immerhin erkennen ließ, daß es ihm nicht ganz angenehm war, eine ihm offenbar nahestehende Dame von einem Fremden allzu sehr gelobt, ihre Vorzüge allzu lebhaft hervorgehoben zu sehen. „Ich möchte nun folgendes von Ihnen: diese Dame wird heute nachmittag, pünktlich um vier Uhr, dies Café betreten und irgendetwas bestellen — eine Tasse Kaffee oder Schokolade oder so, das kann ich natürlich nicht wissen. Ich habe hier nun eine Zeitschrift — ich glaube, sie wird bei Ihnen nicht gehalten, obgleich gerade diese Zeitschrift von Damen viel und gern gelesen wird, die tun sie bitte in einen dieser Halter, wie sie da vorn hängen — und bringen sie der Dame zugleich mit dem Bestellten. Nur diese Zeitschrift und nichts anderes. Es wird ihr nicht auffallen, höchstens, daß sie sich freuen wird über Ihre Höflichkeit."

„Ist das alles?", wollte der Kellner wissen.

„Ja — das ist alles."

„Und der Auftrag wäre damit erledigt?"

„Ganz erledigt — ja. Aber ich verlasse mich auf Sie."

„Das können Sie unbesorgt," meinte der Ober. „Ich habe wahrlich schon schwierige Aufträge erledigt."

Der junge Mann verließ, zuversichtlich vor sich hinlächelnd, das Lokal.

„Es war ein ausgezeichneter Einfall," überlegte er, während er mit beschwingten Schritten durch die herbstlichheiteren, sonnenüberglänzten Straßen schlenderte. „Nicht nur, daß die Geschichte in der Zeitschrift wirklich gut ist — ich denke beinahe, es ist eine der besten Geschichten, die ich je geschrieben habe — vor allem habe ich Arabella darin so deutlich gezeichnet, wie es ein Porträtmaler von Rang nicht besser könnte. Sie wird sich selbst mühelos erkennen, sie wird auch mich erkennen, und sie wird aus der Erzählung sehen, was ich für sie empfinde. Das wird mir mein Vorhaben sehr erleichtern — ich weiß, daß ich im wirklichen Leben ein bißchen schüchtern und ungeschickt bin, aber wenn sie mich so lieb hat, wie ich sie, dann wird sie Mittel und Wege finden, mich das aussprechen zu lassen, was ich ihr seit langem sagen wollte."

In hoffnungsfroher, angenehmster Stimmung verbrachte er die folgenden Stunden. Und es war schon vier Uhr vorbei, ehe er sich anschickte, zum zweiten Male das Café zu betreten, dessen Gast er bereits am Vormittag gewesen war.

Für vier hatte er sich mit Arabella hier verabredet — aber er ließ es, trotz angeborener Pünktlichkeit, ruhig halb fünf werden, ehe er den vereinbarten Treffpunkt aufsuchte. „Ich muß ihr Zeit lassen, diese Erzählung nicht nur zu finden, sondern sie auch in Muße zu lesen," überlegte er.

Das Café war nur klein, und deshalb konnte der junge Mann innerhalb einer oder zweier Minuten einwandfrei feststellen, daß das Mädchen Arabella nicht anwesend war. Das eben noch so hoch stehende Barometer seiner Stimmung fiel sofort um ein Beträchtliches. Er hatte Mühe, den jetzt stark beschäftigten Ober für einen Augenblick zu erwischen und beiseite zu ziehen.

„Sie entsinnen sich an das Gespräch von heute morgen?", fragte er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Sehr wohl — natürlich," erwiderte der Ober.

„Und?", fragte der junge Mann. „War die junge Dame nicht da, deren Bild ich Ihnen zeigte?"

„Doch — ja — sie kam pünktlich, um vier Uhr. Ich habe sie sofort erkannt. Sie hat offenbar jemanden erwartet, sie sah sich suchend um und war anscheinend ein wenig verstimmt, weil sie den nicht fand, den sie suchte."

„Und?" fragte der junge Mann zum zweiten Male.

„Sie bestellte eine Tasse Kaffee, und ich brachte ihr zugleich, wie verabredet, die Zeitschrift. Sie machte sich zunächst wohl nicht viel aus der Zeitschrift," erklärte der Ober. „Es waren um diese Zeit noch nicht so viel Gäste wie eben, so hatte ich ein wenig Muße und konnte sie beobachten. Wie gesagt — anfangs schaute sie das Blatt gar nicht an, sah nur immer wieder nach der Armbanduhr. Nach zehn Minuten griff sie dann doch nach der Zeitschrift — einmal kam ich an ihrem Tisch vorbei und sah, daß sie den Modeteil sehr aufmerksam betrachtete. Bei den neuen Modellen für Herbsthüte blieb sie dann hängen, bis sie ihren Kaffee ausgetrunken hatte. Dann sah sie nochmals nach ihrer Uhr und dann zahlte sie."

„War sie sehr böse als sie ging," fragte der junge Mann, und er merkte selbst, wie sein Gesicht blaß wurde.

„Ach," meinte der Ober und lächelte. „Zuerst schien es wohl so. Aber dann, noch an der Tür, sprach sie ein junger Herr an, der mit ihr flüchtig bekannt zu sein schien. Ich schaute ihnen einen Augenblick nach, wie sie draußen an den Fenstern vorbei gingen, und da sah sie schon ganz fröhlich aus. Ja, ich glaube sogar, daß sie lachte."

„So," sagte der junge Mann, und „Danke" und griff an seinen Hut.

„Die Zeitschrift," rief der Ober ihm nach, „die Zeitschrift habe ich in der Garderobe für Sie bereit legen lassen."

Aber der junge Mann hörte das wohl nicht mehr.

## Fröhliche Ecke

**Die Neue**

Bei Pieskes sind die Staubtücher vergriffen. Die Gnädige Frau gibt ihrem Mädchen Anna als Ersatz einen alten Strumpf. Etwas später erkundigt sich Frau Pieske, ob der Strumpf seinen Zweck erfüllt hat. Treuherzig antwortet Anna: „Es jing janz jut, gnädige Frau; nur an de Bilder bin ich schlecht ranjekommen; ich kam mit'n Been nich überall hin!"